

Georg-Maria Meyer
Siegfried Schneider

DIE BELASTETE SOLDATENFAMILIE

München; im Juni 1989

Vorliegende Ausarbeitung ist auftragsgemäß als „Gutachten 1/89“ (Ifd. Nr. 91 der Gutachten des SWInstBw) im März 1989 dem BMVg vorgelegt und von FÜ S 1 8 am 10. Mai 1989 zur Veröffentlichung in der Reihe „SOWI-Arbeitspapiere“ (sog. Gelbe Reihe) freigegeben worden.

INHALT

1. Ziel des Gutachtens
2. Zur Struktur und gesellschaftlichen Funktion von Familie
3. Zum Verhältnis von Familie und Beruf
4. Die Soldatenfamilie im Blickpunkt internationaler Forschung
5. Problemfelder von Soldatenfamilien der Bundeswehr
6. Lösungsansätze

1. Ziel des Gutachtens

Ziel des Gutachtens ist die thesenartige Zusammenfassung des bisherigen Erkenntnisstandes im Hinblick auf die besondere Lebenslage von Soldatenfamilien der Bundeswehr.

Soldatenfamilien sind zunächst einmal Familien wie andere auch.

Um die notwendigen Voraussetzungen für die Möglichkeit einer angemessenen Beurteilung ihrer Lage zu schaffen, wird daher zunächst allgemein auf

- Struktur und Funktion von Familie

sowie auf den Zusammenhang von

- Familie und Beruf

in modernen Gesellschaften eingegangen, bevor anhand der Beispiele USA, Großbritannien, Frankreich und Sowjetunion der

- internationale Forschungsstand zur Problematik der Soldatenfamilie

skizziert wird.

Schwerpunkt des Gutachtens ist der Versuch,

- Problemfelder der Soldatenfamilien der Bundeswehr

darzustellen. Im wesentlichen wird dabei auf Ergebnisse zurückgegriffen, die im SOWI gewonnen wurden. Abschließend werden generelle

- Lösungsansätze

vorge stellt und diskutiert, um so Hinweise zu erhalten, wie das Verhältnis von Soldatenfamilie und Bundeswehr in der Zukunft angemessen gestaltet werden kann.

2. Zur Struktur und gesellschaftlichen Funktion von Familie

Von einer "belasteten" Soldatenfamilie bereits im Titel zu sprechen, legt den Verdacht der Voreingenommenheit, der ideologisch gefärbten Sichtweise nahe. Das gilt umso mehr, als sich die These von einer generellen "Krise der Familie" bis zum Beginn familiensoziologischer Forschung relativ ungebrochen zurückverfolgen läßt. Es soll daher zunächst auf Struktur und gesellschaftliche Funktion von Familie allgemein eingegangen werden, damit vor diesem Hintergrund das "Besondere" der Soldatenfamilie erkannt und bewertet werden kann.

Betrachten wir die Familie aus makrosozialer Perspektive, so tritt sie uns heute als deutlich segmentiertes Teilsystem mit spezifischen Funktionen in einer weitgehend funktional differenzierten Gesellschaft entgegen. Damit einher gehen vielfältige Veränderungen, deren Ursachen hauptsächlich im gesellschaftlichen Wandel zu verorten sind: so haben z. B. technische, ökonomische, rechtliche oder sozio-politische Entwicklungen die Familie in ihrer Wirkung nicht ausgespart, sondern stets und immer mitbetroffen - mit gravierenden Auswirkungen auf ihre Struktur und gesellschaftliche Funktion.

Gerade in funktionaler Betrachtung wird die strukturell gestiegene Störanfälligkeit der Familie besonders deutlich.

War die Familie früher beispielsweise Produktions-, Schutz-, Religions-, Arbeits-, Erziehungs-, Freizeit- und Lebensgemeinschaft, so sind ihr heute vorrangig die Reproduktions- und Sozialisationsfunktion neben Regenerationsleistungen (Haushaltsleistungen und Freizeitfunktionen), sowie emotionale Stabilisierungsleistungen verblieben. Besonders augenfällig zeigt sich dieser Prozeß einer relativen Ausgliederung der Familie aus zentralen gesellschaftlichen Bereichen (Desintegration) in der Produktions- und Sozialisationsfunktion. Mit gravierenden Folgen für die Familie hat sich die ursprüngliche Produktions- in eine fast ausschließlich Konsumtionsfunktion gewandelt und die Sozialisationsfunktion mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht zumindest eine zeitliche, aber durchaus auch eine inhaltliche Eingrenzung dieser familialen Leistung erfahren.

Indem die Familie aus zentralen gesellschaftlichen Bereichen (Arbeit, Bildung etc.) "abgedrängt" wurde und eine Funktion nach der . ändern an andere soziale Teilsysteme abgab, hat sie ihre heute wichtigste Funktion - die Gestaltung der Intimsphäre des menschlichen Lebens und der soziokulturellen Persönlichkeit - gewonnen.¹⁾ Gerade dadurch wird die Familie insgesamt gesehen - störanfälliger.

Jede Familie versucht zwar ihre eigene Identität, ihre eigene Geschichte, ihre eigene Welt aufzubauen, um sich damit sinnvoll nach "Außen" abzugrenzen,' doch wirken Anforderungen des Arbeits- und Berufslebens, der schulischen und beruflichen Bildung und Ausbildung in die Familie hinein.

1) Vgl. R. König, Materialien* zur deutschen Familie, Köln 19743, S. 129.

Diese Anforderungen treffen heute auf eine Familienstruktur, deren bedeutsamstes Element ihre begrenzte Problemverarbeitungs- und Problemlösungskapazität ist. Als Faktoren einer Oberforderung der Familie lassen sich beispielhaft benennen:

- a) die Kleinfamilie oder präziser die verkleinerte Familie selbst, deren speziellste Form die Gattenfamilie bildet. Anforderungen aus dem Arbeits- und Berufsleben oder von der Schule her belasten in der Kleinfamilie immer auch die Partnerbeziehungen. Ob und inwieweit diese Anforderungen sich zu nachhaltigen Störungen auswachsen, ist nicht unabhängig von den materiellen Ressourcen, die der Familie zur Verfügung stehen, dem Rollenverständnis von Mann und Frau und der Kommunikationsstruktur bzw. -kompetenz.

Je stärker die Störung in der Paarbeziehung subjektiv empfunden wird und je nachhaltiger sie wirkt, desto wahrscheinlicher kommt es zu einer Gefährdung des familialen Zusammenhalts. Verlassen, Trennung, Scheidung sind die möglichen Konsequenzen. Auch die regelmäßige oder längere Abwesenheit eines Partners können - ohne den Bestand, der Ehe vorerst grundsätzlich in Frage zu stellen - zu massiven Problemen führen. Nicht selten wird durch Rollenüberlastung des in der Familie verbleibenden Partners und einer damit einhergehenden sozialen Isolation von diesem die Frage nach dem Sinn von Ehe und Familie provoziert. ("Wozu bin ich eigentlich verheiratet, wenn du nie da bist?")

- b) Sozialräumliche und soziale Abgrenzung

Die Stabilität der Kleinfamilie ist nicht unabhängig von ihrer sozialräumlichen und sozialen Integration zu sehen. Welche Bedeutung in diesem Zusammenhang eine kinder- und familiengerechte Wohnung hat, ist beispielsweise für die Sozialisationsleistung der Familie wissenschaftlich längst nachgewiesen worden. So wie das eigene Zimmer für das Kind Chancen der Selbstentfaltung und damit auch Abgrenzung gegen andere Familienmitglieder bietet, liegt die soziale Funktion der Wohnung für die Familie insgesamt in der Abgrenzungsmöglichkeit nach "Außen", sie läßt "innen" überhaupt erst "Privatheit" aufkommen. Je enger hier die Grenzen gezogen sind, desto stör- und konflikthanfälliger ist das Zusammenleben der Familie. Was, im Einzelfall "familiengerechter" Wohnraum ist, läßt sich zwar rein physiologisch, nicht aber soziologisch durch Dritte bestimmen. Familien entwickeln eigene Vorstellungen von einem Zuhause.

Mit der Einengung des Lebensraumes, vor allem in Stadt und Großstadt, geht eine soziale Isolation der Familie einher. Sowohl Nachbarschafts- als auch Verwandtschaftsbeziehungen haben ihre ehemals sozialintegrativen und kompensatorischen Funktionen weitgehend verloren. Typisch für die heute von der Familie präferierten sozialen Kontaktformen sind einerseits relative Unverbindlichkeit und andererseits ihre Aktualisierung nach Bedarf ("ambulante Großmutter").

c) Die gewandelte Frauen- und Mutterrolle

Die Ursachen für das neue Selbstverständnis der Frau liegen verzweigt. Einerseits kristallisieren sich in der Frauen- und Mutterrolle ganz allgemeine gesellschaftliche Veränderungen, andererseits auch spezielle Erwartungen an Ehe und Familie, die jedoch selbst wiederum das Ergebnis gesamtgesellschaftlicher Wandlungen sind.

Das Kernproblem des neuen Rollenverständnisses liegt im Verhältnis von Erwerbstätigkeit und Familientätigkeit. Immer mehr Frauen sehen in einer fundierten Berufsausbildung und außerhäuslichen Berufstätigkeit neben der eigenen Familie eine sinngebende Lebensperspektive. Mit dem Streben nach "Selbstverwirklichung" in der außerhäuslichen Berufsarbeit löst sich die Frau von tradierten Rollenvorstellungen. Ehe und Familie erfahren für die Frau eine Neudefinition, die die Rolle des Mannes nicht unberührt läßt (Partnerschaft untereinander und in der Familientätigkeit). Wirkungen dieses neuen Selbstverständnisses zeigen sich in gestiegenen Ehescheidungen (emotionale Befriedigung und nicht "Versorgung" stehen zentral), im (zeitlich begrenzten) relativen Bedeutungsverlust der Institution Ehe (Ansteigen eheähnlicher Lebensgemeinschaften) und der zunehmenden sozialen Überformung von Schwangerschaft und Geburt (Rationalität in der Lebensplanung, sinkende Kinderzahl).

Neben sozialstrukturellen Veränderungen in unserer Gesellschaft (verlängerte Ausbildungszeiten, Entkoppelung von Berufstätigkeit und Zusammenleben, Pluralität der Werte und Lebensformen) tritt ursächlich für das veränderte Rollenverhalten der dramatisch veränderte Lebenszyklus heute in den Vordergrund. Gegenüber der Jahrhundertwende ist - um einige Hinweise zu geben - die Lebenserwartung heute deutlich höher, der Zeitraum zwischen der Geburt des ersten und des letzten Kindes deutlich verkürzt, die nachelterliche Phase damit gravierend verlängert.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, daß einerseits an die Familien gesellschaftliche Ansprüche herangetragen werden, andererseits auch innerfamiliale Konstellationen einem erhöhten Problemdruck ausgesetzt sind. Für eine Bewertung der Situation dürfte dabei von erheblicher Bedeutung sein, daß unsere Vorstellungen über Ehe und Familie sich an einem Idealbild orientieren, dem die Wirklichkeit nicht mehr entspricht - und auch in den seltensten Fällen jemals entsprochen haben dürfte.

3. Familie und Beruf

Die Lebenslage der Familie wird wesentlich durch die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen beeinflusst, unter denen sie existiert. So unterliegt sie Kontroll- und Anpassungsmaßnahmen der staatlichen Familienpolitik. Als Beispiel seien hier genannt die Schulpflicht oder die gesetzliche Verpflichtung der Eltern, ihren Kindern eine angemessene Ausbildung zu ermöglichen. Stärker noch als diese formalisierten Eingriffe des Staates wirkt sich die enge strukturelle Verflechtung der Familie mit ihrer gesellschaftlichen Umwelt aus. Dabei ist ihre Abhängigkeit von sozioökonomischen Faktoren besonders augenfällig.

Das Verhältnis von verfügbarem Einkommen, Bedürfnisstruktur und Realisierungsmöglichkeiten gilt als empirisch gesicherte Wirkungsgröße, die in erheblichem Ausmaß die familiäre Lebenswelt beeinflusst. Wie Familien leben, wo und wie sie wohnen, was sie sich "leisten" können - all das ist abhängig von den ökonomischen Ressourcen, über die sie verfügen und die im Normalfall durch Berufstätigkeit erworben werden.

Sich allerdings ausschließlich auf den - durchaus bedeutsamen - Aspekt materieller Existenzsicherung zu beschränken, greift sicherlich zu kurz.

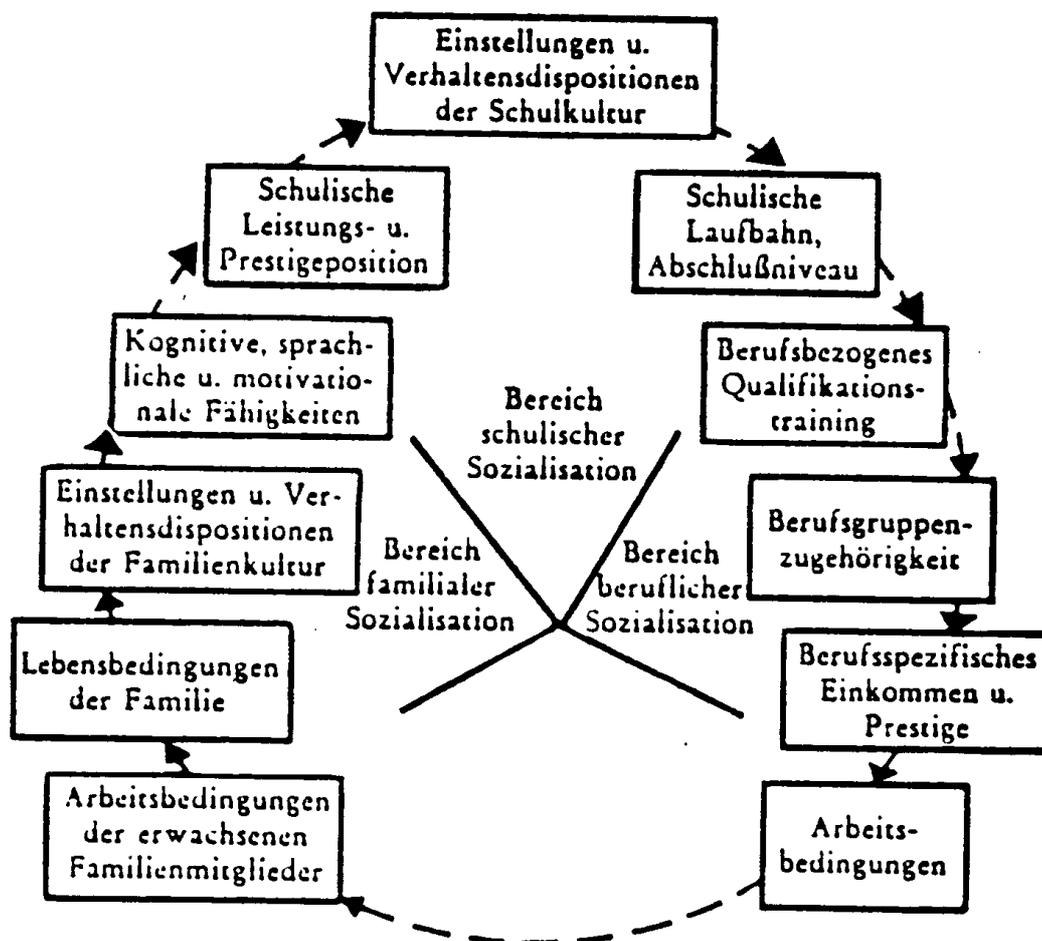
Zwar hat sich die Bedeutung des Berufs als "zentrale Lebensaufgabe" abgeschwächt. Er wird heute vorwiegend als Grundlage ökonomischer Erwerbschancen betrachtet. Dennoch ist der Beruf mehr als die bloße Summe besonderer Fähigkeiten und Fertigkeiten, die es zu vermarkten gilt. Er ist darüber hinaus mit einer spezifischen Sozialorientierung und Berufsideologie verbunden.²⁾

Arbeitswelt und Beruf sind wichtige Quellen der Persönlichkeitsbildung und -erfahrung. Die Art der beruflichen Qualifikation, die mehr oder minder restriktiven Bedingungen der Berufsausbildung, die Erfahrungen am Arbeitsplatz mit technischen Abläufen oder bürokratischen "Vorgängen", aber auch das Erleben sozialer Beziehungen - formaler und informaler Art - zu Vorgesetzten, Unterstellten und Kollegen - all das fließt in die familiäre Lebenswelt mit ein und beeinflusst innerfamiliäre Prozesse.

Arbeitswelt und Beruf werden daher z. B. als zentrale Kategorien für elterliches Erziehungsverhalten betrachtet. Mehr noch, die Arbeitsbedingungen der Eltern gelten als entscheidende Bestimmungsgrößen für die Einordnung Heranwachsender in die Gesellschaft (Abbildung 1).

2) Vgl.: C. Mühlfeld, Ehe und Familie, Opladen 1982, S. 18.

Abbildung 1



Quelle: K. Hurrelmann, Erziehungssystem und Gesellschaft, Reinbek b. Hamburg, 1975, S. 140

Der Zusammenhang von Familie und Beruf wird nicht zuletzt durch eine spezifische Art der "Arbeitsteilung" bestimmt, die im Zuge der Industrialisierung entstanden ist und bis heute ihre Wirkung entfaltet: Gemeint ist die Differenzierung zwischen gewerblicher Berufstätigkeit und familialer Hausarbeit, wobei Beruf in erster Linie dem Mann, Hausarbeit primär der Frau zugewiesen wird.

Idealtypisch läßt sich diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung so beschreiben: der Mann ist grundsätzlich der Erhalter und Ernährer der Familie, während es die vornehmste Aufgabe der Frau ist, sich um Haushalt und Kinder zu kümmern. Ihre „familiare Hintergrundarbeit“ setzt den Mann von den Alltagsbelastungen frei, so daß er möglichst ungehindert den Anforderungen der Berufsarbeit entsprechen kann.³⁾

3) Vgl.: E. Beck-Gernsheim, Das halbierte Leben, Frankfurt a.M. 1980, S. 69.

Vor allem bei „gehobenen“ Tätigkeiten (z. B: leitenden Angestellten, selbständigen Architekten und Juristen, Karrierebeamten, Diplomaten, evangelischen Pfarrern und Offizieren) wird die Ehefrau noch unmittelbarer in die Berufskarriere des Mannes einbezogen. Sein Berufserfolg hängt nicht zuletzt auch davon ab, mit der „richtigen“ Frau verheiratet zu sein, einer Frau nämlich, die den oft informellen, aber wirksamen Anforderungen (z. B: repräsentative oder soziale Aktivitäten) der Arbeitsorganisation nachkommt.

Wenngleich noch lange nicht überwunden, so ist doch diese Art der geschlechtsspezifischen sozialen Rollenverteilung unter erheblichen Veränderungsdruck geraten: in wohl kaum einem anderen gesellschaftlichen Feld ist das, was man global als sozialen Wandel zu bezeichnen pflegt, so deutlich erkennbar.

Abbildung 2

Anteil der Erwerbspersonen an 100 Männern bzw. Frauen

Jahr	Männer	verheiratete Frauen
1950	63.2	25.0
1960	63.2	32.5
1970	58.3	35.6
1980	58.4	40.6
1985	60.3	42.5

nach: Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Datenreport 1987, Stuttgart 1988, S. 80

Nimmt man als Indikator die Berufstätigkeit, so ist dies an der Veränderung der Erwerbsquote (Abbildung 2) bei verheirateten Frauen abzulesen: der Anstieg von 25 % im Jahr 1950 auf fast 43 % im Jahr 1985 zeigt nachdrücklich, daß die Alternative "Familie oder Beruf" von zunehmend mehr Frauen nicht mehr akzeptiert wird. Angestrebt wird vielmehr beides. Daraus lassen sich Konsequenzen ableiten, die vor allem auf eine Umgestaltung der Arbeitswelt hinauslaufen. Ihre Strukturen müssen stärker als bisher auf familiäre Lebensbedingungen abgestellt werden, sollen Männer und Frauen Aufgaben in Beruf und Familie in gleicher Weise wahrnehmen können.

4. Die Soldatenfamilie im Blickpunkt internationaler Forschung

Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem Beruf des Soldaten und seiner Familie geriet erst verhältnismäßig spät in das Blickfeld einschlägiger Forschung. Das ist umso bemerkenswerter, als die sich in den vierziger Jahren vor allem in den USA schwunghaft entwickelnde empirische Sozialwissenschaft rasch auf das Verwertungsinteresse des Militärs stieß. Im Vordergrund stand dabei das Bemühen, sich

pragmatisch-praktisch der sozialwissenschaftlichen Methoden zu Steigerung militärischer Effizienz zu bedienen. Dabei ging es vor allem um Fragen der Rekrutierung, Personalplanung, Führung und Organisation, sowie der Kampfmoral und Sozialisation von Soldaten.⁴⁾ In diesem Kontext wurde die "military family" eher beiläufig thematisiert. Berücksichtigt man, in welchem Umfang die Interessen der politisch-militärischen Führung durch die Vergabe "praxisrelevanter" Forschungsaufträge Einfluß auf die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Militär nehmen,⁵⁾ so zeigt die Enthaltensamkeit bei der Einbeziehung der Soldatenfamilie, daß ihr - aus der Sicht der Streitkräfte - kaum Bedeutung zugemessen wurde.

Die Erwartungen der Militärorganisation an die Angehörigen der Soldaten beinhaltete im wesentlichen, den Vorrang des "Dienstes" anzuerkennen und sichern zu helfen. Dazu hatten Ehefrau und Kinder ihre individuellen Bedürfnisse und Wünsche militärischen Prioritäten unterzuordnen. Sie sollten ihre Ansprüche an das zeitliche Engagement des Vaters möglichst gering halten, reibungslos "funktionieren" und als moralische Stütze bei der Erfüllung seiner Aufgaben fungieren. Dem selbstlosen, einem besonderen Dienstethos verpflichteten Soldaten stand die "tapfere kleine Soldatenfrau" zur Seite, die ihrem Ehemann nicht nur die Belästigungen des familialen Alltags vom Leibe hielt, sondern sich darüber hinaus affirmativ im militärischen System engagierte.

Solange diesen Rollenerwartungen weitgehend entsprochen wurde - übrigens in weitgehender Übereinstimmung mit den Normen der übrigen Gesellschaft im Hinblick auf das Verhältnis von Beruf und Familie - erschien das Verhältnis von Militär und Familie weitgehend unproblematisch zu sein und keiner besonderen, gar sozialwissenschaftlichen Aufmerksamkeit zu bedürfen.

(In Wehrpflichtarmeen kommt hinzu, daß der größere Teil der Soldaten - schon aufgrund der Altersstruktur - ledig ist. Die Notwendigkeit, sich mit den möglichen Problemen verheirateter Soldaten zu befassen, erschien daher auch schon in quantitativer Hinsicht als nachgeordnet.)

Die Familie des Soldaten entwickelte sich folgerichtig erst dann zu einem beachteten Sujet sowohl der Forschung als auch der Administration, als sie sich zunehmend als "Störgröße" im militärischen Feld erwies. So ist denn auch die militärisch geförderte Familienforschung in der Regel äußerst zweckorientiert: die Untersuchung der Probleme von Soldatenfamilien soll ermöglichen, darauf soweit einzugehen wie nötig, um die Einsatzbereitschaft der Streitkräfte zu sichern.

4) Vgl.: K. Roghmann; R. Ziegler, Militärsoziologie, in: R. König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 9, Organisation. Militär, Stuttgart 1977, 2. Aufl., S. 142 ff.

5) Vgl.: E. Lippert; G. Wachtler, Militärsoziologie - eine Soziologie "nur für den Dienstgebrauch"?, in: U. Beck (Hrsg.), Soziologie und Praxis, Soziale Welt, Sonderband 1, Göttingen 1982, S. 335 ff.

Am weitesten fortgeschritten ist die Erforschung der "military family" in den USA - zumindest quantitativ.⁶⁾

Eine Sichtung des vorliegenden Materials läßt unschwer Schwerpunkte erkennen und verweist damit auf die gravierendsten Problembereiche der (amerikanischen) Soldatenfamilien.

Als besonders schwerwiegend werden dabei die Faktoren "geographische Mobilität" und die dienstlich bedingte zeitweilige "Trennung der Familie vom Ehemann und Vater" angesehen. Beide werden als systembedingte Konstanten des Soldatenberufs betrachtet und ihre Auswirkungen auf die Familie untersucht. Die Familie gerät auch ins Blickfeld bei der Frage, warum qualifizierte Soldaten aus der Armee ausscheiden. Angesichts des vielfältigen amerikanischen militärischen Engagements gab und gibt es genügend Anlaß, die Folgen kriegsbedingter Phänomene wie Verwundung, Kriegsgefangenschaft oder Tod des Ehemannes im Hinblick auf die Familie zu thematisieren.

Nicht zuletzt wird auch darüber diskutiert, inwieweit organisatorische Maßnahmen (z. B. Service-Einrichtungen) geeignet sind, familiäre Belastungen abzubauen oder zumindest in erträglichen Grenzen zu halten.

Entscheidendes Kennzeichen für die amerikanische "Militärfamilienpolitik" ist die Binnenperspektive: die Familie des Soldaten wird als zum Militär zugehörig betrachtet. Folgerichtig ist die möglichst reibungslose, umfassende Einpassung der "military family" in das militärische System das Ziel - Integration der Soldatenfamilie heißt Binnenintegration.

Um dies zu leisten, bedienen sich die US-Streitkräfte einer Vielzahl von Einrichtungen und Programmen zur Unterstützung der Soldatenfamilien. Das umfaßt offizielle Organe - etwa einen "family adviser to the assistant secretary of defense for manpower, installations, and logistics" und ähnliche Stellen in den Personalabteilungen der verschiedenen Teilstreitkräfte sowie entsprechender Forschungs- und Beratungseinrichtungen. Aber auch "Pressure groups" außerhalb der Militärorganisation wie die "National Military Family Association" sorgen dafür, daß die Probleme der Soldatenfamilie Gehör finden.

Die Programme⁷⁾ zur Verbesserung der sozialen Lage der "military family" zielen in die bereits angedeutete Richtung einer Binnenintegration.

6) Vgl. die neueren annotierten Bibliographien von E.J. Hunter (Hrsg.), *Families under the Flag: A Review of Military Family Literature*, New York 1982, und: *Military Family Resource Center* (Hrsg.), *Review of Military Family Research and Literature*, Band 1: Review, und Band 2: Annotated Bibliography, Springfield 1984.

7) dazu: G.L. Bowen, *Military Family Advocacy: A Status Report*, in: *Armed Forces and Society*, Summer 84, S. 583-596.

Je mehr die Soldaten und ihre Familien davon überzeugt sind, "that the military takes care of its own",⁸⁾ desto geringer sind mögliche Konflikte zwischen Militär und Familie - In diesem Satz läßt sich das Credo amerikanischer "Militärfamilienpolitik" vereinfacht zusammenfassen.

Ähnliches gilt für die Streitkräfte Großbritanniens - wenn nicht sogar in noch stärkerem Maße. Ihre historisch bedingte Separierung von der zivilen Gesellschaft scheint bis heute nahezu unverändert.⁹⁾ Dementsprechend wird die Soldatenfamilie als weitgehend integraler Bestandteil eines sich (fast) selbstgenügenden militärischen Systems betrachtet. Die Militärorganisation stellt in erheblichem Umfang Ressourcen bereit, um die Bedürfnisse seiner Mitglieder (das schließt die Familien mit ein) zu decken: Wohnungen, Kindergärten, Schulen, ein eigenes TV- und Radionetz, Kinos, Büchereien, diverse Clubs und Sportstätten, medizinische Versorgung usw.

Eine derartige "paternalistische", fast alle Lebensbereiche abdeckende Fürsorge hat einen Nebeneffekt: eine weitreichende Kontrolle über den Soldaten und seine Familie in und außer Dienst.

Den system-immanenten Problemen der britischen Militärfamilie - hohe geographische Mobilität mit entsprechenden negativen Auswirkungen für Ehefrau und Kinder sowie häufige Trennung vom Vater, um nur die wichtigsten zu nennen - versucht man, auf verschiedenen Ebenen zu begegnen: Auf materiellem Sektor - hier sind vor allem Anstrengungen zu erwähnen, Schulausbildungsnachteile für die Kinder zu vermeiden - und auf ideellem Gebiet. Das meint vor allem das Bemühen, bei den Ehefrauen und Kindern um Verständnis für die Belastungen des Soldatenberufs zu werben. Das schließt die Teilnahme der Frauen an Manövern (z. B. als Panzerfahrerin) ebenso ein wie Handgranatenwerfen und Überwinden einer Hinderniskampfbahn.¹⁰⁾

Allerdings scheinen diese Appelle an die traditionelle Auffassung des Verhältnisses von Soldatenberuf und Familie nur noch von begrenzter Wirkung zu sein. Die "Einkommensnahme" durch das Militär stößt zunehmend auf Akzeptanzschwierigkeiten, vor allem bei den jüngeren Ehefrauen.¹¹⁾ Die Notwendigkeit, die Beziehungen zwischen den Soldatenfamilien und dem Militär neu zu bestimmen, wird auch von offizieller Seite gesehen.¹²⁾ Die Suche nach Alternativen hat allerdings erst begonnen.

8) M. Wechsler-Segal, The Military and the Family as Greedy Institutions, in: C.C. Moskos and F.R. Wood, The Military - More Than Just a Job?, Washington u.a. 1988, S. 96.

9) Vgl. J. Sabine, Civil-Military Relations, in: J. Baylis(Hrsg.), British Defense Policy in a Changing World, London 1977.

10) Vgl.: G. Smith, Exercise Tired Lady, in: Soldier Magazin, Juli, 1987.

11) Vgl.: R. Jolly, Military Man, Family Man, London u.a. 1987.

11)Vgl.: Colonel and Ms. M. Goffney, The Army Wives Study 1986, MOD International Paper, London 1986.

Auch in Frankreich zeigen sich die Anfänge ähnlicher Tendenzen. Dabei scheinen es vornehmlich die Ehefrauen zu sein, die mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden sind. Der Trend, sich vom Militär "abzukoppeln" und ein "ziviles" Familienleben führen zu wollen, ist beispielsweise bei Unteroffizierfrauen erkennbar.¹³⁾

Die Belastungen der französischen Soldatenfamilien entsprechen weitgehend dem bereits bekannten Bild: Es sind vor allem Versetzungen und deren Wirkung auf den Schulbesuch der Kinder, die soziale Eingliederung und/oder die Berufstätigkeit der Ehefrau.¹⁴⁾

Nicht nur die Armeen westlicher Industrienationen - für die die hier angeführten Beispiele USA, Großbritannien und Frankreich stehen sollen - sehen sich mit Problemen konfrontiert, die aus der Existenz von Soldatenfamilien resultieren.

Auch in den Staaten des Warschauer Paktes - hier gezeigt am Beispiel der Sowjetunion - wird der Soldatenfamilie in den letzten Jahren zunehmend Aufmerksamkeit gewidmet, in der wohl richtigen Vermutung, daß Dienst und Familie in einem wechselseitigen Wirkungsverhältnis stehen.

So wird an sowjetischen Offizierhochschulen nachdrücklich darauf verwiesen, welchen Einfluß eine intakte Familie auf Dienstmotivation und Leistung hat. Bei der Auswahl seiner Braut soll der Offizier vor allem auf ihre Mobilitätsbereitschaft achten.¹⁵⁾

Die häufig weitabgelegenen "Einödstandorte" sowjetischer Truppen bedeuten für die Soldatenfamilien oft besondere Härten, nicht zuletzt auch auf dem Versorgungssektor. Mit entsprechenden Fürsorgemaßnahmen vor Ort, die auf Autonomie der militärischen Standorte zielen, wird versucht, dem zu begegnen.¹⁶⁾

13) Vgl. C. Laharanne, *The French Army NCO's Wife: From Dependence to Independence through Negotiation*, in: FORUM INTERNATIONAL, Band 4, München 1984.

14) Vgl. dazu z. B.: B. Troy, *La valse des mutations: Un bien ou un mal?* in: *Armees d'aujourd'hui*, Heft 114, Paris 1986, und im gleichen Heft: J. Thouvenin, *Mutations et vie familiale*.

15) Vgl. J. Parschutkin, *Kursantskie nevesty (Die Bräute der Offizierschüler)*, in: *Vestnick PVO*, Heft 6, 1983.

16) Vgl. A. Strel'nikov, *Na otdalenoj 'totscke (In einem abgelegenen Standort)*, in: *Vestnick PVO*, Heft 3, 1984, und: A. Schtschupljak, *Cel 'avtonomnost' garnizona (Unser Ziel ist die Autonomie der Standorte)*, in: *Tyl i Snabshenie Sovetskich voorushennyh sil*, Heft 3, 1985.

Für die sowjetische Soldatenfamilie gilt die Forderung: "Auch du dienst in den Streitkräften!" Unter Mithilfe der örtlichen Frauenräte werden die Ehefrauen von Soldaten angehalten, nicht nur durch ihre Arbeit in der Familie ihren Ehemann zu entlasten, sondern sich wehrpolitisch und in der militärischen Praxis ausbilden zu lassen - etwa in Arbeitsgemeinschaften für Wehrausbildung. Davon wird sich u. a. größeres Verständnis der Soldatenfrauen für die Anforderungen des militärischen Dienstes erhofft.¹⁷⁾

Zieht man den offiziösen Charakter der einschlägigen Literatur zur Beurteilung der Lage mit heran, so deutet sich an, daß auch die Frauen sowjetischer Soldaten sich keineswegs mehr ohne weiteres der Diktatur des Dienstes unterwerfen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Soldatenfamilie in den letzten Jahren international an Aufmerksamkeit gewonnen hat.¹⁸⁾ Begreift man die Wahl sozialwissenschaftlicher Forschungsthemen einerseits als Reflex gesellschaftlicher Problemlagen, berücksichtigt man zum anderen, daß die (empirische) Erforschung militärischer und militär-relationaler Sujets weitgehend im Auftrag militärischer Dienststellen erfolgt oder zumindest von deren Genehmigung abhängig ist, so verweist dies auf die Soldatenfamilie als erhebliches Potential sozialer Friktionen. Anders ausgedrückt: der soziale Wandel stellt das Militär vor die Aufgabe, das Verhältnis zur Familie des Soldaten neu zu gestalten.

17) Vgl.: V. Trifonov, Pravo na avtoritet (Das Recht auf Autorität), in: Aviacija i Kosmonavtika, het 11, 1984 und: V. Saksina, Sumeet prodruga (Auch die Lebensgefährtin ist militärisch geschult), in: voennyi Vestnik, Heft 3, 1985.

5. Problemfelder von Soldatenfamilien der Bundeswehr

Der Beruf dient nicht nur zur Befriedigung wichtiger materieller und sozialer Bedürfnisse, sondern weist darüber hinaus dem Individuum und seiner Familie ihre gesellschaftliche Position zu, begründet ihr soziales Ansehen und erweist sich als bedeutsame Variable bei der Zuweisung und Nutzung sozialer Chancen.

Nun läßt sich die Tätigkeit des Soldaten als Berufskategorie besonderer Art begreifen. Als wesentliche Bestimmungsgröße dieser Besonderheit dienen die Rahmenbedingungen soldatischen Dienstes. Der Begriff des "Dienens" verweist nachdrücklich auf einen normativen Begründungszusammenhang, der durch das Beziehen auf den Wert "Sicherheit" hergestellt wird:

Aufgabe des Soldaten ist es, für die Sicherheit von Staat und Gesellschaft einzustehen. Sein Berufsalltag wird durch "dienstliche Erfordernisse" entscheidend geprägt. In ihnen schlägt sich nieder, was politische und militärische Führung als Funktionsbedingung von Militär unter den herrschenden sicherheitspolitischen Prämissen für notwendig halten.

Das dem Soldaten angemessene Berufsbild ist allerdings weit weniger klar, als es diese funktionale Perspektive vorgibt. Es fließen nämlich auch all jene weit weniger eindeutig bestimmbaren Vorstellungen ein, die ebenso pauschal wie diffus als immanente "Eigentümlichkeiten des Soldatenberufs" gelten und wohl eher ideologisch-traditionalen Ursprungs sind. Die Arbeit des Soldaten wird zum Dienst für die Gemeinschaft überhöht. "Militärischer Dienst" - das impliziert eigene Regeln, die den Soldaten aus dem Bereich des Arbeitsmarktes und der dort herrschenden marktwirtschaftlichen Mechanismen rücken.

Angesichts der vielfältigen Interdependenzen zwischen Beruf und Familie wird dadurch nicht nur dem Soldaten, sondern auch seiner Familie eine Sonderrolle angetragen, die sich vornehmlich in besonderen Anforderungen niederschlägt. Deren Begründung - so unser Eindruck - wird allerdings zunehmend bezweifelt, von den Soldaten ebenso wie von deren Angehörigen. Damit einher geht ein Nachlassen der Bereitschaft von Soldatenfamilien, dienstlich bedingte besondere Belastungen zu akzeptieren - und in dem Maß werden Soldatenfamilien auch zu einem Problem der Militärorganisation.

Ob und wann ein sozialer Sachverhalt zu einem Problem wird, ist in nicht unerheblichem Maß von subjektiven Beurteilungen abhängig: "Objektiv" gleiche Sachverhalte werden bei verschiedenen Wahrnehmungs- und Wertstrukturen verschieden gesehen und gewichtet.

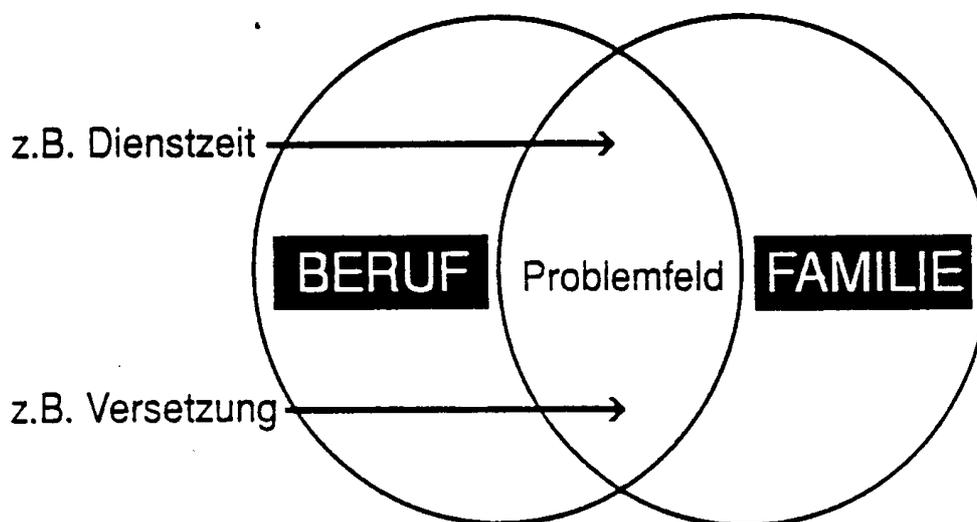
Was für die eine Familie sich als unlösbare Aufgabe darstellt, ist für die andere eine willkommene Herausforderung. Hinzu treten mögliche Veränderungen im Laufe der Zeit. War für die Familie mit schulpflichtigen Kindern jede Versetzung eine Belastung, so kann sich dieser Aspekt quasi von selbst erledigen, sind die Kinder mittlerweile flügge (Familienzyklus).

Von daher kann der Versuch, Problemfelder von Soldatenfamilien der Bundeswehr darzustellen, nur als tentatives Bemühen verstanden werden, generelle Tendenzen

herauszuarbeiten und aufzuzeigen. Dies gilt umso mehr, bedenken wir die Heterogenität von Soldatenfamilien, die sich ausdrückt im unterschiedlichen Status des Vaters (SaZ oder BS), im dienstgradabhängigen Gehalt, in funktionsabhängigen Arbeitsbedingungen (Tätigkeit an einer Schule oder in einem Einsatzverband), um nur einige der Variablen zu nennen, die Einfluß auf die jeweiligen Lebensbedingungen haben, von einer möglichen Berufstätigkeit der Ehefrau ganz abgesehen.

Unter "Problemfeldern von Soldatenfamilien" verstehen wir den je unterschiedlich großen Überschneidungsbereich von Beruf und Familie, in dem Auswirkungen des militärischen Dienstes von der Familie als Probleme empfunden werden (Abbildung 3).

Abbildung 3



Im folgenden sollen nur diese Problemfelder kurz skizziert und vorliegende Erkenntnisse¹⁹⁾ thesenartig bilanziert werden:

Dienstliches Einkommen

Angesichts der Bedeutung, die dem materiellen Aspekt des Berufes zukommt, erscheint es durchaus angemessen, mit einer Betrachtung der ökonomischen Situation von Soldatenfamilien zu beginnen. Bei Offiziersfamilien erscheint das Einkommen im allgemeinen ausreichend, soweit keine besonderen Belastungen (z. B. allzu häufige Umzüge) anfallen. Die dennoch feststellbare Unzufriedenheit mit dem Gehalt kann

18) Vgl. Band 37 und Band 50 der SOWI-Studien.

auf eine Sichtweise zurückgeführt werden, es nicht als "Alimentation", sondern als Bewertung geleisteter Arbeit zu betrachten. Die Höhe der Bezüge gilt als Ausdruck der sozialen Wertschätzung des Berufs. Im wesentlichen läuft diese Betrachtungsweise auf eine Anpassung an gesellschaftlich weit verbreitete Werte-Standards heraus, denen hauptsächlich ökonomische Aspekte zugrunde liegen.

- These: Offiziere und deren Ehefrauen sind vielfach der Meinung, der Offizier bekomme weniger Gehalt, als er eigentlich "verdient",

Bezugsgruppe ist der zivile Bereich, insbesondere zivile Führungskräfte (Manager).

Die ökonomische Lage von Unteroffiziersfamilien ist demgegenüber auch objektiv schlechter, wenn nicht gar ungenügend.

Angesichts der zum Teil erheblichen Leistungen, die den "Unterführern" abverlangt werden ("Rückgrat der Armee"), müssen hier erhebliche Defizite konstatiert werden. Als Beleg mag man die vergleichsweise hohe Verschuldung von Unteroffizieren heranziehen.

- These: Die ökonomische Situation von Unteroffiziersfamilien erscheint prekär; vielfach gilt das Gehalt als nicht ausreichend.

Auch wenn Faktoren ins Kalkül gezogen werden, die als geldwerte Leistungen betrachtet werden können - z. B. freie Heilfürsorge, Dienstkleidung u. ä. - ändert sich an dieser Einschätzung wenig. Das "soziale Netz" der Bundeswehr wird eher als "mäßig" betrachtet. Ein hoher Anteil der Unteroffiziere hat daher "Nebenjobs", um das Gehalt aufzubessern.

Um das Familieneinkommen zu erhöhen, arbeiten viele Ehefrauen von Soldaten mit - aber keineswegs nur aus diesem Grunde.

Neues Rollenverständnis

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang das gewandelte (Selbst-)Verständnis von der Rolle der Frau in unserer Gesellschaft. Dazu gehört auch eine veränderte Einstellung vor allem der jüngeren und häufig beruflich besonders qualifizierter Frauen zur Berufsarbeit. Diese wird nicht ausschließlich unter dem Aspekt der materiellen Existenzsicherung betrachtet, sondern als wichtige Quelle sozialer Anerkennung und des Selbstwertgefühls.

- These: Die Berufstätigkeit der Ehefrauen von Soldaten hat quantitativ zugenommen und an Stellenwert für beide Ehepartner gewonnen.

Der implizite Anspruch dieser Ehefrauen, daß ihre Eigenständigkeit akzeptiert und die Berechtigung ihrer Interessen anerkannt wird, führt auf der anderen Seite dazu, sich einer Einvernahme durch die Bundeswehr (als "Frau des KpFw", als "Kommandeuse") weitgehend zu entziehen.

- These: Die Bereitschaft der Ehefrauen, sich ausschließlich an den Anforderungen des (Soldaten-)Berufs ihrer Männer auszurichten, sinkt zunehmend.

Im Gegenteil - korrespondierend mit den genannten Erscheinungen läßt sich auch im Hinblick auf die Rolle des Ehemannes (und Vaters) ein Wandel feststellen. Die familialen Ansprüche an sein Engagement steigen: er soll verstärkt am Familienleben Anteil nehmen - und will dies häufig auch. (Ein gutes Beispiel für die damit angestrebte aktive Elternschaft stellt die "neue Väterlichkeit" dar).

- These: Familiäre Belange erhalten gegenüber dienstlichen Forderungen einen höheren Stellenwert als bisher.

Dienstzeit

In diesem Kontext überrascht denn auch nicht, daß die im Vergleich zur zivilen Arbeitswelt oft überlange zeitliche Inanspruchnahme durch den Dienst zunehmend auf Kritik stößt. Damit ist nicht nur die tägliche Arbeitszeit gemeint, sondern auch dienstlich bedingte Abwesenheiten durch Lehrgänge, Übungsplatzaufenthalte, Manöver, Wochenenddienste u. ä. Nun gibt es sicherlich Bereiche, in denen der Ruf nach einer drastischen Reduzierung der Dienstzeit weniger laut ist. Das dürfte vor allem dort der Fall sein, wo (zeitliches) Engagement unmittelbar durch soziale Beziehungen begründet wird, etwa in der Position "klassischer" Linienvorgesetzter wie GrpFhr, ZgFhr, KpChef und Kdr. Hier tritt der "Führereffekt" in Konkurrenz zur Familienorientierung ("Meine Männer brauchen mich!" vs. "Meine Familien braucht mich!"). Der Vorrang dienstlicher Anforderungen gerät zunehmend unter Legitimationsdruck.

- These: Familien(-frei)zeit gewinnt zunehmend an Bedeutung.

Das bedeutet, den Soldaten gewährte freie Zeit muß für die Familie auch nutzbar sein: der freie Montag wiegt z. B. einen Sonntagsdienst nicht auf, wenn zwar dann der Ehemann zuhause ist, aber das Kind in der Schule und die Frau außerhäusig berufstätig ist.

Mobilität

Aus der "Pflicht zum treuen Dienen" wird für den Soldaten grundsätzliche Versetzungsbereitschaft abgeleitet. Ohne auf die vermeintliche Unverzichtbarkeit dieses Anspruchs hier einzugehen, muß festgehalten werden, daß von den Soldatenfamilien die Mobilitätsforderung vorwiegend als "Versetzungsgefahr" verstanden wird. Das gilt vor allem für Unteroffiziere und deren Familien, die häufig enge regionale Bindungen entwickeln. Eine ähnliche Sichtweise zeigt sich allmählich bei Offizieren. Zunehmend werden die möglichen Vorteile einer Versetzung gegenüber ihren Nachteilen als geringer veranschlagt.

- These: Die Mobilitätsbereitschaft der Soldatenfamilien sinkt zunehmend.

Dafür gibt es eine ganze Reihe von Gründen, angefangen bei der zusätzlichen finanziellen Belastung durch Umzüge über die Beeinträchtigung einer möglichen Berufstätigkeit der Ehefrau, über die Probleme beim Anknüpfen und Ausbau sozialer Beziehungen bis hin zu Schulschwierigkeiten der Kinder, um nur die hauptsächlichsten zu nennen. Je nach der familialen Konstellation werden die einzelnen Faktoren in ihren Auswirkungen unterschiedlich gewertet.

- These: Kriterien für die Versetzungsbereitschaft von Soldaten sind immer weniger Karrieregesichtspunkte, sondern zunehmend "Familie verträglichkeit" und andere soziale Faktoren.

Darunter fällt z. B. auch das Maß, in dem die Familie über den dienstlichen Bereich des Ehemannes hinaus lokale Beziehungen entwickelt. Die jahrelange Selbstgenügsamkeit vor allem des Offizierkorps ist dem Bedürfnis gewichen, nicht nur Soldaten, sondern auch Zivilisten zu Freunden oder Bekannten zählen zu können. Voraussetzung für den Aufbau derartiger sozialer Kontakte ist geringere geographische Mobilität. Häufig ist es auch die eigenständige (berufstätige) Ehefrau, die eigene Bekanntschaften einbringt.

- These: Die "sozialen Verkehrskreise" der Soldaten werden zunehmend "verzivilisiert"; die Bezugsgruppen der Soldatenfamilie werden dadurch heterogener.

Die mitunter ohnehin stark strapazierte Homogenität des "Korps" macht noch deutlicher als bisher pluralen Wert- und Normvorstellungen Platz, deren Zustandekommen nicht unerheblich durch zivile Maßstäbe beeinflusst wird.

Wohnsituation

Angesichts einer ambigüösen, hochkomplexen Umwelt nimmt das Bedürfnis zu, wissen zu wollen, "wo man hingehört". Das gilt auch für seine Bedeutung im wortwörtlichen Sinn. Angesichts der latenten Verunsicherung durch eine ja ständig mögliche Versetzung besitzt die Beschaffenheit der jeweiligen Wohnung für Soldatenfamilien einen besonders hohen Stellenwert. Wohnraum ist in der Bundesrepublik Deutschland jedoch ein knappes Gut und daher teuer.

Insbesondere bei Unteroffiziersfamilien muß ein erheblicher Teil des Familieneinkommens für Wohnkosten aufgewendet werden.

- These: Die Wohnungsfürsorge entspricht vielfach nicht den Bedürfnissen der Soldatenfamilien.

Auch Soldaten träumen von eigenen vier Wänden, können aber ihre Wünsche deutlich weniger oft realisieren als etwa Beamte.

Gerade die Wohnsituation ist oftmals eine Quelle der Unzufriedenheit mit den Rahmenbedingungen des Soldatenberufs.

Berufliche Verhaltensmuster

Der spezifischen Struktur von Streitkräften entsprechen spezifische Interaktions- und Kommunikationsformen, die im militärischen Bereich als angemessen gelten, deren Anwendung in der Familie jedoch Friktionen erzeugen. Damit ist nicht die militärische Fachsprache gemeint, sondern der häufig praktizierte Umgangsstil. Er ist vor allem durch die Betonung und symbolische Darstellung des Machtgefälles zwischen Vorgesetztem und Untergebenen gekennzeichnet. Die beruflich erworbenen und tagtäglich praktizierten Verhaltensmuster können nur selten mit der Uniform abgelegt werden, sondern schlagen sich auch im Umgang mit Familienmitgliedern nieder.

- These: Militärische Verhaltensmuster schlagen auf die Familie durch und verursachen oder verschärfen Konflikte.

Legitimationsdefizit

Das Vordringen sicherheitspolitischer oder mit der Bundeswehr zusammenhängender Fragen in das öffentliche Bewußtsein erstreckt sich natürlich auch in die Lebenswelt der Familien von Soldaten. Das ohnehin niedrige Sozialprestige des Soldaten wird durch Bezeichnungen wie "Terror-Tiefflieger" oder gar "potentieller Mörder" zusätzlich belastet. Die Begründungen, warum es denn notwendig sei, militärische Belastungen (Tieffluglärm, Panzer, Manöver u. ä.) zu ertragen, werden von der Bevölkerung verstärkt angezweifelt. Dazu trägt nicht zuletzt das deutliche Nachlassen des "Bedrohungsgefühls" bei.

- These: Die "Sinnkrise" der Bundeswehr wird auch in die Soldatenfamilie hineingetragen.

Auf die Frage nach dem Sinn der Bundeswehr muß eine überzeugende, gesellschaftlichen Konsens begründende Antwort gefunden werden. Solange das "Wozu Bundeswehr?" nicht hinreichend geklärt ist, ist die Frage "Wie soll sie beschaffen sein?" nicht beantwortbar.

Dieses hier nur angedeutete Legitimationsdefizit der Bundeswehr entfaltet seine Wirkung auch in Soldatenfamilien.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß mit Recht von einer besonderen Belastung der Soldatenfamilie der Bundeswehr gesprochen werden kann.

Zwar kann man einzelne Phänomene der hier dargestellten Problemfelder auch in anderen Familien, in anderen Berufen finden. Was jedoch die "Besonderheit" des Verhältnisses von Soldatenberuf und Familie ausmacht, ist die Kumulation der einzelnen Faktoren sowie ihre spezifische Konstellation und die Intensität, mit der sich Auswirkungen dieses Berufs im Familienalltag bemerkbar machen auch und vor allem im Bewußtsein der Betroffenen.

6. Lösungsansätze

Bundeswehr und Soldatenfamilie können als mehr oder weniger stark ausdifferenzierte gesellschaftliche Teilbereiche betrachtet werden mit je unterschiedlichen Strukturen, Anforderungen und Verhaltenserwartungen. Ihr Verhältnis zueinander ist durch gegenseitige Abhängigkeiten ebenso gekennzeichnet wie durch Widersprüche und Spannungen, die wir versucht haben, zu Problemfeldern zusammenzufassen und zu verdeutlichen.

Wenn sich aus der vorgelegten Zustandsbeschreibung eine besondere Belastung von Soldatenfamilien der Bundeswehr feststellen läßt, so ist die Militärorganisation zum Handeln aufgefordert - schon allein deswegen, um eine Beeinträchtigung ihrer Funktionsfähigkeit (etwa Sinken der Dienstmotivation, mangelnde Weiterverpflichtungsbereitschaft, sinkende Attraktivität bei Rekrutierungsbemühungen u. ä.) zu ver-

meiden; die gesetzlich festgelegte Fürsorgepflicht des Dienstherrn sei hier lediglich erwähnt.

Es liegt daher nahe, weitere Fragen anzuschließen: Welche Folgerungen sind zu ziehen, welche Maßnahmen der Bundeswehr zu empfehlen? So legitim diese Fragen auch sind: Problemlösungen, Patentrezepte mit Erfolgsgarantie gar, können wir nicht anbieten; dazu ist weitere Forschung notwendig. Wohl aber erscheint es sinnvoll, sich prinzipiell mit möglichen Lösungsansätzen zu befassen.

Es geht also nicht um Einzelmaßnahmen, die auf die Beseitigung oder Minderung der einen oder anderen bestehenden Belastung zielen, nicht um ein Kurieren von Symptomen. Vielmehr stellt sich die generelle Frage nach dem Verhältnis von Bundeswehr und Soldatenfamilie.

Bevor Schritte zur Verbesserung der Lage von Soldaten und deren Angehörigen unternommen werden, muß zunächst Klarheit über Richtung und Ziel hergestellt werden. Das ist nicht zuletzt eine politische Frage.

Mögliche Ansätze lassen sich auf einem Kontinuum verorten, das um der Vereinfachung willen hier dargestellt (Abbildung 4) werden soll, indem die jeweiligen (idealtypischen) Endpositionen beschrieben werden.²⁰⁾

Abbildung 4



20) Die hier verwendeten Begriffe "Gemeinschaft" und "Gesellschaft" lehnen sich dabei an die von Tönnies entwickelten Konzepte an, ohne dessen Konnotationen zu übernehmen. Vgl.: F. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, Darmstadt 1978.

a) Die Soldatenfamilie als Teil der militärischen Gemeinschaft

Ausgegangen wird dabei von der Auffassung, das Militär sei ein soziales Subsystem mit relativ stabiler und (für die Mitglieder) selbstverständlicher Struktur und Kultur weitgehend unabhängig von der übrigen Gesellschaft. Das schließt ein eigenes einheitliches, an den Anforderungen des Militärs orientiertes Werte- und Normengefüge ein, auf dessen Anerkennung hin die Mitglieder der Gemeinschaft selektiert und sozialisiert sind. Als soziale Bezugsgruppe fungieren vornehmlich "Kameraden".

Die Soldatenfamilie als Teil einer militärischen Gemeinschaft zu betrachten und zu behandeln, setzt voraus, die Bezüge zur (Rest -)Gesellschaft so gering wie möglich zu halten. Bedürfnisse der Familie müssen daher vorwiegend innerhalb des militärischen Systems befriedigt werden können. Im Idealfall ist die militärische Gemeinschaft nahezu vollständig autark (Beispiel: US-Auslandsbasen). Ein solcher Ansatz stellt unter funktionalistisch-instrumentellen Gesichtspunkten ein Optimum an Kontrolle über die Soldatenfamilie sicher, hilft Reibungsverluste gering zu halten und sichert der Militärorganisation die weitreichende Verfügbarkeit der Soldaten. Eine derartige "Lösung" erscheint jedoch weder politisch wünschenswert noch gesellschaftlich durchsetzbar.

b) Die Soldatenfamilie als Teil der Gesamtgesellschaft

Ausgangspunkt ist die Anerkennung des Militärs als Teil einer komplexen Gesellschaft mit differenzierter Struktur und einem pluralen Werte- und Normensystem. Das schließt ein, daß Soldaten keineswegs ausschließlich dem Teilsystem Militär zugeordnet werden, sondern vielmehr an verschiedenen Bereichen der Gesellschaft partizipieren und sich mit den dort herrschenden, durchaus unterschiedlichen Werten und Normen auseinandersetzen.

Das Militär steht somit, was das Angebot an handlungsleitenden und -stabilisierenden Orientierungen seiner Mitglieder angeht, in permanenter "Konkurrenz" mit anderen gesellschaftlichen Teilbereichen. Das gilt in besonderem Maße für Soldatenfamilien, die ja: in vielfacher Weise (z. B. Wohnung, Schule, Berufstätigkeit der Ehefrau) Bezüge außerhalb des Militärs aufweisen.

Die normativen, funktionalen, politischen und sozialen Bestimmungsgrößen der Bundeswehr stehen ebenso unter ständigem Legitimationsdruck wie daraus abgeleitete Rahmenbedingungen, die den Alltag von Soldatenfamilien beeinflussen. Ihre Akzeptanz ist von einer Vielzahl von Faktoren abhängig, nicht zuletzt von der unterschiedlichen Einstellung und Bewertung der Familien selbst.

Die hier skizzierte Denkfigur der "Soldatenfamilie zwischen militärischer Gemeinschaft und Gesamtgesellschaft" läßt sich auch noch in anderer Weise verwenden, nämlich als Koordinatensystem zur Bestimmung der sozialen Orientierung von Soldatenfamilien. Auf der Grundlage unserer bisherigen Erkenntnisse kann davon gesprochen werden, daß die vorrangige Orientierung auf das Subsystem Militär hin abnimmt. Zwar weist die soziale Wirklichkeit zahlreiche Brüche, Ungleichgewichte und Inkonsistenzen auf - so kann z. B. der Vater andere Orientierungen entwickeln als die anderen Familienmitglieder -, die generelle Tendenz ist jedoch unverkennbar: hin zu pluralen, d. h. unterschiedlichen, auch in der Zeit keineswegs konstanten Einstellungen von Soldatenfamilien.

Wesentliche Voraussetzung für eine angemessene Gestaltung des Verhältnisses von Bundeswehr und Soldatenfamilie sind daher möglichst flexible Organisationsstrukturen, die es erlauben, auf unterschiedliche Bedürfnisse auch unterschiedlich reagieren zu können. Das läuft allerdings auf die Aufgabe von bisherigen Grundprinzipien militärischen Selbstverständnisses hinaus: die scheinbar unvermeidlichen "militärischen Besonderheiten" müssen ebenso zur Disposition gestellt werden wie der Versuch, für alle Probleme "einheitlichen" Lösungen zu finden.